

Hoher Einsatz.

Roman
von **Ludwig Habicht.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Woraus schließest Du, daß Sophie Dich nicht liebt?" fragte Holmgren den Freund.

„Ich wagte es, ihr gestern beim Abschiede die Hand zu drücken," versetzte Angerstein; „aber sie stürzte augenblicklich fort, ohne meinen Händedruck zu erwiedern, und deshalb —"

„Was beweist das?" unterbrach ihn Doktor Holmgren, und jetzt spielte doch ein etwas überlegenes Lächeln um seine Lippen. „Sollte mein theurer Freund, Oberlieutenant v. Angerstein, wirklich ein junges Mädchenherz nicht besser kennen und nicht wissen, daß ein solches Herz sein innerstes Empfinden gern verheimlicht und mit der Welt und sich selber ein bischen Verstecken spielen will? Weil sie Dich eben tief und heimlich liebt, deshalb hat sie es nicht vermocht, Deinen Händedruck zu erwiedern; sie ist hinweggestürzt, um ihr großes Glück nur ganz für sich auszujubeln zu können."

„Kühne Hypothese, die auf keinen soliden Grund aufgebaut ist. Doch mache sie nur erst gesund, meine einzige, süße Sophie," entgegnete Angerstein, „und dann will ich es selbst ertragen, daß sie für mich verloren, wenn ich sie nur am Leben und glücklich weiß!"

„Glücklich?" — Das Wort schwebte schon auf den Lippen Holmgren's, doch er schwieg, denn er mochte den ohnehin so erregten Freund nicht noch mehr beunruhigen.

Schon nach wenigen Tagen konnte der Doktor dem Oberlieutenant mittheilen, daß Sophie gerettet und außer aller Gefahr sei. Ja, die junge Baroneß war endlich aus ihren Fieberphantasien erwacht; aber zu welch' einem Leben!

5.

Als Baron Ehrenreich-Tegernberg in seine Gefängnißzelle abgeführt worden war und sich nun allein darin befand, war eine Ruhe über ihn gekommen, wie er sie seit jener verhängnißvollen Stunde nicht mehr empfunden hatte. Er fühlte sich wie ein Schiffbrüchiger, der endlich einen Hafen erreicht hat — freilich welchen Hafen! — die kleine Zelle eines Gefängnisses. Aber hatten nicht die heimtückischen Wogen all' sein Glück verschlungen? Brauchte er noch eine andere Zufluchtsstätte, als diejenige, die sich ihm jetzt geöffnet — die Zelle eines Gefängnisses? Hier konnte er sich endlich auf sich selbst besinnen und über das furchtbare Geschick nachdenken, das so plötzlich mit dämonischer Gewalt über ihn hereingebrochen war. Was härmte es ihn, daß man ihn seiner Freiheit beraubte und des schändlichsten Verbrechens bezüchtigte; seitdem ihm Diejenige entrissen worden, die er so tief, so namenlos geliebt hatte, war ihm sein eigenes Geschick völlig gleichgiltig. Man mochte ihn wie einen elenden Verbrecher behandeln, auf sein Haupt allein den plötzlichen Tod seiner Gattin wälzen, er fragte wenig darnach; hatte er doch seine theure, angebetete Fanny verloren, nun mochten Ehre und guter Name völlig in die Brüche gehen, es konnte ihn nicht unglücklicher machen, als er schon war. Tiefer als das schändliche Verbrechen, das man ihm schuld gab, beunruhigte und quälte ihn das Grübeln, wie das Alles möglich geworden und gekommen sei?

Deshalb ertrug Baron Ehrenreich seine Gefängnißhaft weit ruhiger und gelassener, als Alle erwartet hatten; er tobte nicht länger und suchte nicht mehr wie ein Titan gegen ein übermächtiges Schicksal anzukämpfen; er wußte jetzt, daß er unterlegen war und nur noch im Dulden — im Tode — Ruhe



Finne auf der Wolfsjagd. (S. 147)

und Frieden finden würde. So ruhig und resignirt erschien der Baron auch das erste Mal vor dem Untersuchungsrichter.

Der Mann, dem dieser schwierige und wichtige Fall übertragen worden, galt trotz seiner Jugend für einen der scharfsinnigsten Juristen. Assessor Bleibwerth war kaum dreißig Jahre alt, aber er sah wie ein Fünfziger aus; rastlose Studien, wie übertriebener Amtseifer hatten ihn vor der Zeit alt gemacht. Sein Haar war schon ergraut, seine Haltung gebückt, wie die eines Greises, und dennoch lebte eine seltene Energie in diesem Manne, er wußte stets was er wollte, und steuerte mit ebenso viel Umsicht wie Geduld auf sein Ziel los. Mit seinem durchdringenden Verstande, seinem ungewöhnlichen Scharfblick hatte er sich bereits als Untersuchungsrichter hervorgethan und die verschlagensten und geriebensten Verbrecher durch seine Inquirirkunst in die Enge und zu einem Geständniß getrieben. War der Baron wirklich schuldig, dann konnte diese räthselhafte Sache in keine besseren Hände gelegt werden, als in diejenigen des Assessors Bleibwerth, er brachte sicher Licht hinein. Er war vom Obergericht auch nur zu diesem Zweck nach Riva geschickt worden, um die Untersuchung gegen Baron Ehrenreich an Ort und Stelle so weit zu führen, bis sie zur ferneren Entscheidung vor die Geschworenen gebracht werden konnte; deshalb war auch der Baron im dortigen Gefängniß so lange gelassen worden, wo man ihm ein leidlich anständiges Zimmer eingeräumt, aber sonst seine strengste Absperrung von aller Welt angeordnet hatte. Vergeblich hatte Chevalier Josipovic Alles angewandt, um zu seinem Freunde zu dringen und mit ihm sprechen zu können, es war ihm nicht gelungen. Selbst eine Bestechung der Wärter, die er versucht, hatte keinen Erfolg gehabt. Die Leute fürchteten allzusehr den Herrn Assessor aus Trient, der ihnen eindringlich eingeschärft, Niemand zu dem Gefangenen zu lassen und im Uebertretungsfalle mit den härtesten Strafen gedroht hatte.

Assessor Bleibwerth war nicht wenig gespannt darauf, den Mann von Angesicht zu sehen, der entweder der schändlichste Heuchler und nichtswürdigste Verbrecher oder ein Opfer räthselhafter Zufälle war, die zu ergründen vorläufig noch nicht möglich gewesen.

Als ihm der Gefangene vorgeführt wurde, warf Assessor Bleibwerth einen ruhigen, scharfprüfenden Blick auf den Baron; aber zum ersten Male ließ ihn seine Menschenkenntniß im Stich; er vermochte sich nicht sogleich über den blassen, schlank gewachsenen Mann, der vor ihm stand, ein Urtheil zu bilden. Diese feinen Züge des Antlitzes waren edel und vornehm; eine echte, aus dem Herzen kommende Liebenswürdigkeit war darin ausgeprägt, etwas Weiches, beinahe Weibliches ging durch sein Wesen, dem Baron fehlte sicher die rechte Härtung, der echte, rechte Manneswille; aber einer gemeinen, einer geradezu verbrecherischen Handlung schien er unfähig. Und doch diese Ruhe, diese stille Resignation, die der Gefangene an den Tag legte, der nach den Schilderungen der letzten Vorgänge sich so toll und halb wahnsinnig gezeigt, hatte für den Assessor etwas Schauspielerisches. Er glaubte nicht, daß sie aus seinem Innersten komme, das Produkt eines mit seinem Geschick versöhnten Geistes sei, und dieses Bedenken machte Bleibwerth wieder irre und löschte ein wenig den guten Eindruck aus, den der Baron auf ihn gemacht hatte. Dennoch nahm sich der Assessor ganz entschieden vor, gerade in diesem wichtigen Falle ohne Vorurtheil zu bleiben und dem Angeklagten möglichst Gelegenheit zu geben, seine Unschuld an den Tag zu legen oder sich selbst in einem unbewachten Augenblick zu verrathen. Deshalb begegnete Bleibwerth dem Gefangenen auch mit all' der Höflichkeit, die meist die österreichischen Beamten auszeichnet, und die er selbst als Kriminalrichter den Angeschuldigten gegenüber gern bewahrte.

„Herr Baron," begann der Gerichtsassessor mit großer Artigkeit, „darf ich hoffen, daß Sie meine Fragen offen und ohne jeden Rückhalt beantworten werden? Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie Ihrer Sache damit selbst den größten Dienst leisten dürften. Doch meine Bemerkung ist wohl überflüssig, ich habe sicher von einem Manne Ihrer Stellung und Ihres Charakters nichts Anderes zu erwarten." Und Bleibwerth verbeugte sich leichthin gegen den Gefangenen.

Ueber das bleiche, müde Antlitz des Barons flog etwas wie ein Lächeln. Ach, man brauchte an seine Ehrenhaftigkeit nicht erst zu appelliren; er war bereit, Alles zu sagen, denn er hatte nichts zu verschweigen, und die Verbeugung des Kriminalrichters erwiedernd, antwortete er ruhig: „Fragen Sie, Herr Assessor, ich werde Ihnen die Wahrheit nicht vorenthalten."

„Ich danke Ihnen, Sie machen mir meine ohnehin äußerst peinliche Aufgabe etwas leichter," entgegnete Bleibwerth und ließ dann nach Erledigung der gewöhnlichen Vorfragen, die der Baron mit leiser, ruhiger Stimme beantwortete, zunächst durch seinen Protokollführer die sachverständigen Gutachten Doktor Holmgren's und des Apothekers vorlesen. Hierauf richtete er die Frage an den Angeklagten, ob derselbe gegen diese Gutachten etwas einzuwenden habe?

Der Baron hatte aufmerksam zugehört, und sein Antlitz nahm einen immer schmerzlicheren Ausdruck an, je weiter der Protokollführer las. All' das Schreckliche zog noch einmal, deutlicher denn je, durch seine Seele. Man hatte also doch die Leiche seiner Frau secirt — und alles empörte sich in ihm bei dieser Vorstellung. Er vermochte nicht länger an sich zu halten, sondern bedeckte sein gramverzerrtes Antlitz mit seinen Händen, und heiße Thränen des tiefsten Grolles und Schmerzes drängten sich unaufhaltsam aus seinen Augen.

Bleibwerth mußte seine Frage wiederholen, ehe der Baron zu antworten vermochte, der jetzt die Hände wieder sinken ließ und, nachdem er mit seinem Taschentuch das thränenfeuchte Antlitz getrocknet hatte, leise und mit zuckenden Lippen begann: „Sie werden mein Benehmen sehr unmännlich finden; aber ich habe nicht aus weichlicher Rührung geweint, es waren die Thränen des bittersten Hasses und Grolles, die ich soeben vergossen habe," und während er dies sprach, erhielt sein Gesicht wieder einen finsteren Ausdruck.

„Ich begreife Ihren Schmerz; aber es mußte sein," entgegnete der Beamte

„Nein, es mußte nicht sein!" rief der Baron heftig aus; all' die stille Resignation, die er vorher gezeigt, war aus seinem Gesicht verschwunden; seine vorher noch so ruhigen, tief eingesunkenen Augen funkelten, und von seiner Bank aufspringend, fuhr er, sich hoch aufrichtend, in leidenschaftlicher Erregung fort: „Ich hätte Alles, selbst ein noch größeres Verbrechen gern zugestanden, nur sollte man mir den süßen, reinen Leib meines Weibes nicht entweihen, und wenn ich daran denke, daß es trotzdem geschehen, so könnte ich wahnsinnig werden." Der Baron ballte die Fäuste, seine halb erloschenen Augen schleuderten Blitze, und der vorher noch so ruhige Mann zeigte jetzt eine so furchtbare Aufregung, daß selbst der sonst so kaltblütige Kriminalrichter davon eigenthümlich erschüttert wurde und nicht gleich ein Wort der Beschwichtigung fand. „Man konnte mich bezüchtigen, daß ich meine Frau vergiftet habe," fuhr der Baron mit immer größerer Leidenschaftlichkeit fort. „Ich hätte die härteste Strafe, selbst den Tod mit Freuden erlitten, wenn ich nur damit das grauenhafte Attentat gegen den Leichnam meiner armen Frau abzuwenden vermocht hätte."

„Attentat? Das ist doch ein durchaus ungehöriger Ausdruck, den Sie da gebrauchen," bemerkte endlich der Assessor, dem dieses Wort zu unpassend erschien, als daß er es dem Angeklagten ohne Rüge hingehen lassen konnte.

„Ich habe keine andere Bezeichnung dafür," entgegnete der Baron, „oder wie wollen Sie es anders nennen?" fuhr er finster grollend fort. „Wenn Sie eine Gattin haben und dieselbe grenzenlos lieben, wird dann nicht der Gedanke Sie in tiefster Seele empören, daß man sich wider Ihren Willen des Leichnams der Theuren bemächtigt und ihn zerfleischt. O, ich darf nicht daran denken, es macht mich wahnsinnig!" und der unglückliche Mann preßte seine geballten Fäuste gegen die heftig pochenden Schläfe.

War diese Empörung wirklich echt, oder verbarg sich dahinter doch nur die Entrüstung, daß die vorgenommene Secirung die Vergiftung seiner Frau unwiderleglich bewiesen? Etwas Uebertriebenes, beinahe etwas Schauspielerhaftes schien jetzt in dem Benehmen des Barons zu liegen. War er schon immer dazu geneigt gewesen, oder hatten ihn erst die auf ihn einstürmenden Eindrücke dazu angetrieben, seine erregte Seelenstimmung auch nach Außen hin ebenso leidenschaftlich zu zeigen, während der wahrhaft gebildete Mann sie nach Möglichkeit zu dämpfen und der Welt zu verbergen sucht? Wenn auch der Assessor sich fest vorgenommen hatte, in dieser schwierigen Sache ohne alles Vorurtheil zu bleiben, so erschien ihm der Angeklagte jetzt doch schon in einem etwas weniger günstigen Lichte.

„Sie haben Ihrer Gattin selbst die Medicin gereicht?" fragte Bleibwerth, um den Baron auf andere Gedanken zu bringen und sein Verhör in das richtige Geleis zu lenken.

„Ja," entgegnete dieser kurz; er vermochte sich noch nicht so weit zu sammeln, um ausführlichere Antworten geben zu können.

„Und bald darauf stellten sich die Symptome ein, die Sie selbst als eine Vergiftung erkannten und die den plötzlichen Tod Ihrer Frau Gemahlin herbeiführten?"

„Ja," antwortete der Baron ebenso einsilbig; er war wieder auf seine Bank zurückgesunken; die furchtbare Erregung hatte einer völligen Ermattung Platz gemacht, denn der Unglückliche war an Geist und Körper so geschwächt, daß selbst sein heftiges, zorniges Aufflackern rasch wieder verlöschen mußte.

„Und Sie wissen nicht, ob kurz vorher jemand Anderes ihr irgend einen Trank gebracht hat?"

„Nein."

„Sie haben behauptet, daß in der Flasche, der Sie Ihre Medicin entnommen, ein durchaus harmloser Extrakt gewesen sei?"

„Ich habe ihn selbst bereitet."

„Können Sie mir irgend welche Erklärung geben, wie dann das gefährliche Gift in die Medicin gekommen, die Sie Ihrer Gattin gebracht haben?"

„Nein, das kann ich nicht," war die tonlose Antwort.

„Herr Baron, ich gehe vielleicht über die Grenzen hinaus, die mir, dem Untersuchungsrichter, gezogen sind, aber ich halte es doch für nothwendig, Sie darauf aufmerksam zu machen, wie viel an der richtigen und ruhigen Beantwortung dieser Frage liegt. Ich sehe, Sie sind jetzt noch nicht in der richtigen Gemüthsverfassung, Ihr Geist muß erst die gewohnte Elasticität wiedergewinnen, deshalb will ich zunächst auf eine andere Frage übergehen."

„Nein, nein, ich kann Ihnen keine andere Antwort darauf geben," begann der Baron und erhob ein wenig den Kopf. „Das war es ja, was mich zuerst so in Verzweiflung gebracht hat! Ich mochte mein Hirn noch so sehr zermartern, es blieb mir unerklärlich, wie sich

meine unschuldige Medicin in dieses schändliche Gift verwandeln konnte, und es wird mir bis zu meiner Sterbestunde ein unheimliches, düsteres Räthsel bleiben."

„Und doch werden Sie sich selbst sagen müssen, daß nur zwei Annahmen möglich sind," bemerkte der Assessor, und er richtete dabei seine klugen Augen scharf und durchdringend auf den Angeklagten; „entweder ist das Gift Ihrer Gemahlin in ganz bestimmter Absicht beigebracht worden, oder es liegt Ihrerseits eine große Fahrlässigkeit vor, und Sie haben in der Uebereilung eine andere Flasche ergriffen."

„Weder das Eine noch das Andere," entgegnete der Baron, und er fuhr mit großer Festigkeit fort: „Ich weiß mich ganz genau darauf zu besinnen, daß ich wieder dieselbe Flasche zur Hand genommen habe, die meinen selbst bereiteten Extrakt enthielt, der das erste Mal der Aermsten so gute Dienste gethan hat, und der sich plötzlich in einen furchtbaren Höllentrank verwandeln sollte. O, es ist grauenhaft! Ich verliere darüber noch den Verstand!" Und der Unglückliche stemmte den rechten Arm auf das Knie und ließ müde und gebrochen den heißen Kopf in die ausgebreitete Hand sinken.

Hatte denn der Angeklagte keine Ahnung davon, daß gerade diese so bestimmt abgegebene Erklärung für ihn verhängnißvoll werden mußte? Dann war ja die Annahme eines Versehens völlig ausgeschlossen, und es lag also die entschiedene Absicht der Vergiftung vor — ein Drittes anzunehmen war unmöglich.

„Sie können sich also nicht denken, daß Sie zu einer anderen Flasche gegriffen haben, Herr Baron?" fragte Bleibwerth und richtete jetzt seine Augen nicht ohne Theilnahme auf den müden, gebrochenen Mann, dessen ganzes Auftreten in dieser Sache etwas Seltsames und Unerklärliches hatte. „In der Aufregung ist doch ein Versehen nicht so unmöglich."

Weiter durfte der Assessor nicht gehen, er glaubte seiner Menschenpflicht völlig genügt zu haben damit, daß er dem Aermsten den Ausweg zeigte, der ihn wenigstens vor dem Schlimmsten — vor einer Anklage auf absichtliche Tödtung seiner Gattin schützen konnte, und wie die Verhältnisse hier lagen, war ja gerade dieses Verbrechen kaum anzunehmen. Der Baron hatte mit seiner Frau, wie es allgemein hieß, in glücklichster und zufriedenster Ehe gelebt, ihr Tod brachte ihm keinen Gewinn, im Gegentheil, es warf ihn aus den glänzendsten und behaglichsten Verhältnissen heraus, und was noch schwerer in's Gewicht fiel — es war kaum für möglich zu halten, daß ein Mann das Ungeheure begehen und eine Lebensgefährtin aus dem Wege räumen sollte, welche ihm eben jetzt die frohe Hoffnung auf einen Erben seines Namens gewährte.

Das Alles sagte sich Bleibwerth, und deshalb fiel es ihm so schwer, ja es war ihm vorläufig unmöglich, an eine absichtliche Vergiftung zu glauben. Aus diesem Grunde hielt er sich geradezu für verpflichtet, den armen Mann, der körperlich und seelisch völlig zerrüttet schien, auf die große Gefahr aufmerksam zu machen, die er lief, wenn er bei seiner ersten Behauptung blieb.

„Nein, ich erinnere mich ganz genau, daß ich wieder dieselbe Flasche genommen habe," behauptete der Unselige mit großer Hartnäckigkeit. „Außer einem kleinen Quantum Morphium und Chloral hatte ich in meiner kleinen Hausapotheke überhaupt kein Gift."

„Nach dem sachverständigen Gutachten ist aber das Gift, das Ihre Gemahlin getödtet hat, als Strychnin erkannt worden," bemerkte der Assessor.

Baron Ehrenreich stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Das ist ja eben das unheimliche Räthsel, an dessen vergeblich versuchter Lösung mein Verstand zu Grunde gehen muß!" sagte er mit einem bitteren Auflachen und erhob dabei ein wenig den Kopf.

„Und Sie haben keine Vermuthung, daß und wie ein Anderer das gefährliche Gift in die Flasche befördert haben könne?"

„Nein, als ich das erste Mal in mein Laboratorium ging, waren Svetozar und ich ganz allein."

„Sie meinen Ihren Freund Josipovic?"

Der Baron nickte mit dem Kopfe.

„Und könnte der nicht das Gift heimlich in die Flasche praktizirt haben?"

Bei dieser ausgesprochenen Vermuthung richtete sich der Baron doch wieder völlig in die Höhe. Sein Geist schien etwas von der alten Schnellkraft wiedergewonnen zu haben, denn er rief ungewöhnlich lebhaft aus: „Unmöglich! Ah, Sie kennen meinen Freund nicht, sonst würden Sie einen solchen Verdacht nicht äußern."

Der Kriminalrichter zuckte die Achseln; doch der Baron fuhr jetzt mit großer Erregung fort: „Nein, diese Annahme ist unmöglich! Uebrigens hätte mein Freund auch gar nicht eine solche Manipulation vornehmen können, ich müßte dies sofort bemerkt haben; er spottete noch über meinen zusammengebrauten Heiltrank und verlangte ihn zu kosten. Ich gab ihm davon und stellte dann die Flasche vorsichtig an ihren Ort."

„Er hat sie also selbst nicht in Händen gehabt?"

„Nein, ich habe sie auch nicht aus den Augen gelassen. Ich bitte Sie, werfen Sie auch nicht den leisesten Schatten eines Verdachtes auf meinen Freund; es würde mich nur tief beunruhigen, und wie ich sein feines, vornehmes Empfinden kenne, brächte es ihn zu völliger Verzweiflung."

Der Baron sprach jetzt mit einem Eifer, der deutlich bewies, wie sehr er für Josipovic eingenommen war und wie hoch er ihn schätzte.

„Sie halten ihn also einer solchen That für unfähig?"

„Ich will zehnmal lieber an meine eigene, als an seine Schuld glauben!" rief der Baron lebhaft aus, und jetzt zeigte sich in seinen tiefen, erloschenen Augen ein matter Glanz.

„Wenn Ihr Freund das Gift nicht in die Flasche gebracht hat, und Sie ebenso entschieden behaupten, keine falsche Flasche ergriffen zu haben, wie läßt sich dann die erfolgte Vergiftung Ihrer Gemahlin erklären?" fragte der Kriminalrichter und richtete seine klugen Augen wieder durchdringend auf den Gefangenen.

„Ich sagte Ihnen schon, daß mir dies selbst ein unheimliches Räthsel bleiben wird."

„Wollen Sie nicht verkennen, Herr Baron, daß aber der Richter eine Lösung suchen muß und daß sie leider, wie ich fürchte, nicht zu Ihren Gunsten ausfallen dürfte," sagte Bleibwerth fast bedauernd.

„Ich weiß es," entgegnete der Gefangene mit größter Resignation, „ich kenne mein Geschick, man wird mich als Mörder meiner Frau verurtheilen; aber was ist die härteste Strafe, selbst der Tod gegen das grenzenlose Leid, das bereits durch meine Brust gerast ist? Ich werde im Gegentheil einen raschen Tod für die einzige Erlösung aus all' der Seelenqual und dem Elend ansehen." Wenn auch die Worte etwas überschwänglich klangen, er hatte sie ohne die leiseste Erregung ausgesprochen, und man konnte wohl bemerken, daß sie aus seinem tiefsten Innern kamen und keine bloße Redensart waren.

Der Assessor fühlte, daß er vor einem Manne stand, der ihm mehr und mehr ein psychologisches Räthsel wurde, das zu lösen selbst mit Aufwendung all' seiner Geisteskraft nicht gelingen würde. Wenn der Mann das schändliche Verbrechen wirklich begangen, was hatte ihn dazu bewogen? War er seiner Gattin überdrüssig geworden? Unmöglich! Es war nur eine Stimme darüber, daß der Baron in glücklichster Ehe gelebt, ja, daß er für seine Gattin förmlich geschwärmt habe. Ein möglicher Beweggrund war freilich schon ermittelt worden, aber ein Beweggrund, der auch zu einer solchen That kaum hinreichend erschien. Wie sich bald nach dem Tode der Baronin herausstellte, war ihr Leben mit einer Summe von dreißigtausend Gulden versichert. Sollte wirklich der Baron nur deshalb seine Gattin vergiftet haben, um in den Besitz dieser Versicherungssumme zu kommen? Und hatte er schon um deswillen gegen die Secirung des Leichnams so energisch protestirt, weil damit die gewaltsame Todesursache an den Tag kam, und die Gesellschaft nun gewiß sich weigerte, diese Summe zu zahlen?! Dann blieb es immerhin räthselhaft, daß der Mann seine Frau vergiftet haben sollte, um sich in den Besitz einer verhältnißmäßig geringfügigen Summe zu setzen, während ihm der Genuß der Güter seiner Frau noch lange völlig sicher war, seitdem er hoffen durfte, sie werde ihm einen Erben schenken. Dennoch hielt es jetzt Bleibwerth für an der Zeit, auch diesen Punkt zu erörtern und fragte nach einer langen Pause plötzlich: „Sie haben das Leben Ihrer Gattin mit einer Summe von dreißigtausend Gulden versichern lassen?"

Trotz seiner geistigen Gebrochenheit ahnte der Baron sogleich, wohin diese unerwartete Querfrage des Kriminalrichters zielte und fühlte sich davon tief verletzt. So hielt man ihn der größten Gemeinheit fähig, daß er um des schnöden Mammons willen seine Frau vergiftet habe. Sein angebetetes Weib zu tödten, um in den Besitz eines solchen Bettelgroschens zu gelangen! O, es war weit mit ihm gekommen, daß man für das unselige Ereigniß bei ihm nach solch' erbärmlichem Beweggrund suchen konnte! Und diese bittere Kränkung stachelte ihn plötzlich aus seiner müden, resignirten Stimmung auf; er hätte in ein wildes Hohngelächter ausbrechen mögen, aber er beherrschte sich in soweit, daß er nur mit einem finsteren sarkastischen Lächeln entgegnete: „Ich weiß, daß Sie damit zu mir sagen wollen: ‚Diese dreißigtausend Gulden waren Ihnen eine hübsche Beute und deshalb haben Sie keinen Augenblick gezögert, Ihre Frau zu vergiften!' Ist's nicht so, mein Herr?" — und die vorher noch so müden Augen blitzten voll Zorn und Hohn über den Kriminalrichter hinweg.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wolfsjagd in Finnland.

(Mit Bild auf Seite 145.)

Unter den Viehheerden der Finnen richten die Wölfe jahraus jahrein großen Schaden an, weshalb man eifrig auf sie Jagd macht. Ihre Schlauheit macht Gruben, Schlingen und andere Fallen beinahe wirkungslos, und man muß ihnen daher direkt zu Leibe gehen. Das thut der Finne vorzugsweise mit dem in seiner Hand äußerst wirksamen Jagdspeer, der schon seit unvordenklicher Zeit die Lieblingswaffe des finnischen Volkes bildet. Der finnische Bauer hegt merkwürdiger Weise noch heute ein gewisses Vorurtheil gegen das Schießgewehr, indem er sagt, er wolle sein Leben nicht vom unsicheren Schuß eines Gewehres abhängig machen, weil dieses schließlich wohl einmal seinen Dienst versagen könne; der Jagdspeer aber — meint er — sei „immer geladen". Unser Bild auf S. 145 stellt eine solche Wolfsjagd mit dem Jagdspeer im finnländischen Gebirge zur Winterszeit dar. Der Jäger gleitet dabei auf seinen Schneeschuhen über den Schnee hinweg, während der Wolf bei jedem Sprunge bis zum Bauche einsinkt. Unermüdlich wird die Jagd fortgesetzt, bis der Jäger seinen Todfeind endlich eingeholt hat und ihn nun mit einem geschickten kräftigen Stoße seines Jagdspeers niederstreckt, wie es auf unserer Illustration zu sehen ist. Dann zieht er ihm das Fell ab und kehrt vergnügt damit heim, um bei seiner Gemeinde die zehn Rubel Prämie zu erheben, welche die Regierung für die Tödtung eines Wolfes ausgesetzt hat.

Der Hauptreichthum der Finnen im Gebirge besteht bekanntlich in ihren halbwilden Renthierheerden, und da diese vorzugsweise den Angriffen der hungrigen Wölfe preisgegeben sind, so erklärt sich dadurch zur Genüge die grimme Feindschaft, mit der man diese Raubthiere verfolgt.

Haus in Memiawa (Neu-Guinea).

(Mit Abbildung.)

Die Papuas auf Neu-Guinea erbauen ihre Wohnungen durchgängig auf Pfählen im Wasser oder auf hohen Stangengerüsten an schwer zugänglichen Stellen ihrer Waldungen, und von einem Hause letzterer Art gibt unsere Abbildung eine Ansicht. Die abgebildete Hütte gehört zu dem auf der Nordküste nicht weit vom Hafen Dore liegenden Dorfe Memiawa, das nur aus vier Häusern besteht, deren jedes auf einem besonderen Hügel errichtet ist. Fünfzehn Meter hoch schweben diese merkwürdigen menschlichen Behausungen auf schwanken, nur durch ihre Kreuzungen im Zusammenhange gehaltenen dünnen Stangen gleich Vogelnestern. In die oben auf dieser Stangenkonstruktion befindliche eigentliche Hütte gelangt man auf schräg angelegten Baumstämmen, die mit ihren zu Boden gekehrten Enden wieder auf einem besonderen Gestell aus Stangen ruhen. Das Dach dieser luftigen und schwankenden Behausung ist aus Bambusrohr gefertigt; das Innere besteht aus einem einzigen ungetheilten Raume, dessen Fußboden im mittleren Theile einen ziemlich halsbrecherischen Gang bildet, weil hier das Balkengerüst des Bodens nicht weiter belegt ist, so daß man von einem Balken zum anderen springen muß. Auf beiden Seiten aber erstrecken sich verhältnißmäßig feste und gute Fußböden aus in schmale Streifen geschnittenem Bambus.

Geburtstagsgratulation.

(Mit Bild auf Seite 149.)

Großmutters Geburtstag ist heute! Ja, das ist freilich ein großer Festtag für die ganze Familie, besonders aber für die alte Frau selbst und die Schaar ihrer Enkelkinder. Schon am frühen Morgen kommen diese anmarschirt, Mädchen und Buben, um ihre Glückwünsche und die Geschenke der Eltern für die Großmutter zu überbringen, wie es das hübsche Bild von L. Vollmar (siehe den Holzschnitt auf S. 149) darstellt. Das Kleinste von den Mädchen sagt gerade sein Sprüchlein keck und geläufig zur Freude der alten im Sorgenstuhl sitzenden Frau her, aber der Kleine mit dem Blumenstrauß neben ihr sieht gerade so aus, als ob er den Glückwunsch, den ihm die Mutter so sorgsam einstudirt, bereits gänzlich vergessen hätte. Zum Glück wird bereits der Kaffee aufgetragen, und er dadurch aus seiner peinlichen Lage erlöst, denn nun konzentrirt sich die allgemeine Aufmerksamkeit alsbald auf den Frühstückstisch, an dem auch der Großvater, der bisher schmunzelnd im Hintergrunde gestanden, vergnügt neben seiner „Alten" Platz nehmen wird.



Haus in Memiawa (Neu-Guinea).

Kapitän Gasparini.

Erzählung aus der Frondezeit.

Von

Felix Lilla.

(Nachdruck verboten.)

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts waren die Landstraßen in Frankreich nichts weniger als sicher. Die hohen Adeligen, und die Parlamente nämlich, welche sich durch Mazarin's strenge Maßregeln in ihren ehemaligen Vorrechten stark beschränkt sahen, waren gegen den allmächtigen Minister, der für die Königin Anna und den unmündigen Ludwig XIV. die Regierung führte, im offenen Aufstande begriffen. Nur der gemeinsame Vortheil band diese heterogenen Elemente aneinander, die man unter dem gemeinsamen Namen der „Fronde" in den Annalen der Geschichte kennt, und es hatten sich unter den Fahnen der Empörer auch zahlreiche Abenteurer eingefunden, denen es nur um Raub und Plünderung zu thun war, und die unter dem Vorwand, Spionen und Patrouillen des Feindes auflauern zu wollen, die Landstraßen unsicher machten.

Diese Erfahrungen sollte auch ein stattlicher Edelmann machen, der, gefolgt von zwei bewaffneten Dienern, auf der großen Heerstraße ritt, die von Bourges nach Orleans führt. Es war in der schwülen Mittagsstunde im Hochsommer, die Landstraße einsam, zu beiden Seiten dichtes Gehölz. Alles schien in friedlichster Ruhe, da stieß einer von den Dienern plötzlich einen Ausruf der Ueberraschung aus.

„Gnädigster Herr, seht doch! Dort kommen auf dem Holzwege vier verlarvte Reiter zum



Geburtstagsgratulation. Nach einem Gemälde von L. Vollmar. (S. 148)

Vorschein, alle bewaffnet mit Raufdegen und Karabinern."

„Wahrhaftig! Nun, diese Herren werden uns hoffentlich in Ruhe lassen. Sind Deine Pistolen in guter Ordnung?"

„Gewiß."

„Und Deine auch, Viktorin?"

„Ja, gnädigster Herr."

„Hört, Leute, nennt mich vor den verdächtigen Gesellen nicht gnädigster Herr und überhaupt nicht bei meinem wahren Namen. Ich bin der Kapitän Gasparini, vergeßt das nicht!"

Unterdessen ritten die vier Unbekannten näher heran. Einer, welcher der Anführer zu sein schien, schrie gebieterisch: „Halt!"

„Was beliebt, meine Herren?" fragte der Kavalier.

„Gehört Ihr zu der Partei der Herren Prinzen?"

„Hat es für Euch ein Interesse, dies zu erfahren?"

„Ja, das interessirt uns außerordentlich."

„Nun, wenn ich also dazu gehörte?"

„So würden wir Euch und die Eurigen im Namen des großen Mazarin in Stücke hauen."

„Ei, meine Herren, unter solchen Umständen versteht es sich von selbst, daß wir Anhänger Mazarin's sind."

Die vier Verlarvten brachen in ein Hohngelächter aus.

„Beim großen Condé," sagte Einer, „so wahr wir heute den Herren Prinzen gehören, dieser da ist ein Mazariner, oder der Henker soll mich holen. Der Herr ist kein Franzose, denn er redet unsere Sprache unverkennbar mit italienischem Accent."

„Ganz recht, ich bin der Kapitän Gasparini, ein Neapolitaner."

„Herr Italiener, ergebt Euch!"

„Ist es vielleicht auf meine Börse abgesehen?"

„Ganz besonders auf Eure Börse, aber auch auf Eure Papiere."

„Meine Papiere? Niemals!" schrie der Kavalier auffahrend. „Auf, Carlino! Auf, Viktorin! Gebt Feuer auf die Strauchritter und dann mit dem Degen drauf!"

Im Nu war das Gefecht im Gange; Carlino und Viktorin schossen ihre Pistolen ab; die Kugel des Ersteren ging fehl, der Schuß des Zweiten verwundete einen der Angreifer. Wüthend wandten sich dessen Kameraden gegen die Lakaien. Carlino wurde sogleich getödtet, Viktorin durch einen Degenstich verwundet. Jetzt mußte also der Kavalier sich gegen drei Feinde vertheidigen.

In diesem kritischen Augenblick erschien eine neue Persönlichkeit auf dem Kampfplatze, ein junger Edelmann, der auf einem tüchtigen Renner herbeisprengte.

„Holla, Herr! Haltet Euch gut! Man kommt Euch zu Hilfe!" Und er ließ seinen Degen im Sonnenlicht funkeln und griff unerschrocken die drei Landstraßenritter an.

Im Nu hatte er Einen verwundet, dann stieß er den Zweiten vom Pferde, der Dritte entfloh eilends, indem er sein Pferd einen Sprung über den Graben am Wege machen ließ, in's Gehölz hinein.

„Das war Hilfe zur rechten Zeit," sagte der Italiener. „Ah, mein Herr, „Ihr habt mir einen großen Dienst geleistet."

„Seid Ihr verwundet, Herr?"

„Nein, abgesehen von dieser kleinen Schramme an der Hand. Aber die Elenden hätten mich sicherlich getödtet oder gefangen genommen, und das würde ein Unglück für den Staat gewesen sein, denn ich trage wichtige geheime Papiere bei mir, die nicht in die Hände der ... doch verzeiht, zu welcher politischen Partei gehört Ihr?"

„Ich? Meiner Treu, ich bin ein loyaler Edelmann und gehöre zur Partei der Königin, die unsere rechtmäßige Regentin ist, bis unser junger König, den Gott erhalte, das gesetzliche Alter erreicht hat, um die Regierung antreten zu können."

„So findet demnach unter uns keine politische Meinungsverschiedenheit statt. Ich bin nämlich der Kapitän Gasparini, ein treuer Diener des Ministers Mazarin."

„Hm, das ist zweifellos ein großer Staatsmann, aber man sagt ihm auch allerlei Unangenehmes nach."

„Was denn?"

„Daß er ein Knauser, ein Filz, ein Undankbarer sei, der am eifrigsten darauf bedacht sein soll, auf Staatskosten sich die eigenen Taschen zu füllen."

„Per Dio, wenn die Zeitgenossen so schlecht von ihm denken, so muß er sich mit dem Gedanken trösten, daß die Nachwelt anders über ihn urtheilen und es vielleicht anerkennen wird, daß er in gefährlichen Zeiten zum Heile Frankreichs mit geschickter Hand das Staatsruder lenkte."

„Wenn Ihr ein Vertrauter des Ministers seid, so müßt Ihr ihn freilich besser beurtheilen können, wie ich, der ich nie bei Hofe gelebt habe."

„Wie ist Euer Name, mein Herr? Ich wünsche doch zu wissen, wem ich zu Dank verpflichtet bleibe."

„Ich bin der Vicomte Philipp v. Morvilliers, ein armer Landedelmann aus Berry." —

Wie es sich herausstellte, war Carlino todt, Viktorin aber athmete noch. Mit Hilfe des Vicomte legte der Italiener ihm einen Nothverband an. Dann untersuchten sie den Zustand der verwundeten Räuber. Einer derselben war todt; ein Zweiter, schwer verwundet durch den Schuß Viktorin's, lag anscheinend im Verscheiden; der Dritte dagegen hatte freilich auch einen tüchtigen Degenstich erhalten, war aber doch noch bei voller Besinnung.

Kapitän Gasparini nahm ihm und den anderen Beiden die Larven ab, und sagte dann: „Herr Vicomte, Ihr seid aus der Gegend hier? Kennt Ihr zufällig einen von diesen Dreien?"

„Nein, diese Gesichter sind mir ganz fremd."

„Höre, Freund," sagte der Italiener darauf zu dem verwundeten Banditen, „war dieser Ueberfall nur einfaches Raubunternehmen oder hatte derselbe eine tiefere Bedeutung?"

Der Angeredete schwieg.

„Ah, Du willst nicht antworten? Hm, ich denke, man wird Dir einen Arzt schicken, um Dich zu heilen, und dann haben wir die Tortur, um Dich zum Sprechen zu zwingen. Das Leben hast Du so wie so verwirkt."

„Ihr glaubt, daß ich noch geheilt werden kann?" fragte der Bandit schaudernd, „und dann soll ich gefoltert werden?"

„Um Dich zu Geständnissen zu bewegen, mein Freund, werden wir uns in diese Nothwendigkeit fügen müssen."

„Aber wenn ich Alles bekenne, was ich über diese Sache weiß?"

„Wenn Du aufrichtige Geständnisse machst, so ist selbstverständlich die Anwendung der Folter unnöthig. Auch soll Dir das Leben geschenkt sein."

„Wenn dem so ist, dann will ich bekennen. Zunächst müßt Ihr wissen, daß ich nur ein armer Teufel von Wildschütz bin. An diesem Streithandel habe ich nur Theil genommen, weil man mir zweihundert Livres und einen Antheil an der Beute versprach."

„Wer versprach Dir dies?"

„Unser Anführer, der Euch entwischt ist. Das Geld, welches Ihr bei Euch habt, sollte uns zufallen, die Depeschen hatte er für sich ausbedungen."

„Also laget Ihr ausdrücklich auf der Lauer, um einen Sendboten Mazarin's abzufangen."

„Ja, so ist's."

„Was Du mir sagst, ist höchst interessant, mein Sohn. Wenn Du mir jetzt noch den Namen Deines Anführers nennen kannst, so magst Du Dich als pardonirt betrachten."

„Unser Führer war Herr v. Grignon."

„Ha, eine Kreatur des Herzogs v. Larochefoucault," murmelte Kapitän Gasparini nachdenklich. „Es ist hier sicherlich Verrath im Spiele."

„Aus Dankbarkeit will ich Euch einen guten Rath geben, Herr Kapitän," stammelte der verwundete Bandit. „Macht hurtig, daß Ihr weiter kommt; vier Meilen von hier haben die Frondeurs einen Militärposten, von woher Herr v. Grignon vielleicht Sukkurs holt."

„Diavolo, Du könntest wohl Recht haben; doch glücklicher Weise befindet sich nur zwei Meilen von hier ein Militärposten der Königlichen."

„Bei Vierzon, nicht weit von dem Kloster der Ursulinerinnen," sagte der Vicomte.

„Ja; dort finde ich wohl eine Zuflucht."

„Wenn Ihr es wünschet, so biete ich Euch meine Begleitung an, Herr Kapitän, denn ich reite ebenfalls dorthin."

„Um so besser. Aber was fangen wir mit den Verwundeten an? Es wäre unmenschlich, sie hier hilflos liegen zu lassen."

„Ich sehe drüben einige Leute, die sich nicht recht hierher getrauen, wie es scheint."

Gasparini schaute auf. In einiger Entfernung standen drei Männer beisammen, ein Waldaufsehr und zwei Holzhauer; sie flüsterten mit einander, kamen aber nicht näher, weil sie vermuthlich bei dem verdächtigen Anblick, der sich ihnen bot, dem Frieden nicht trauten.

„Kommt ohne Furcht hierher, Leute!" rief der Kapitän.

Die Männer näherten sich jetzt.

„Ich bin ein Emissär der Königin und wurde an dieser Stelle überfallen von einigen Straßenräubern. Schafft die Leichen bei Seite in's Gebüsch und tragt für die Verwundeten gute Sorge. Nehmt diese vierzig Louisd'or; die Hälfte ist für Euch, die andere Hälfte zur Pflege der Verwundeten. Ist ein Haus in der Nähe?"

„Der Waldpfad dort führt nach meiner Wohnung, die in zehn Minuten zu erreichen ist," sagte der Waldaufseher.

„So laßt die Verwundeten dorthin tragen und nehmt auch einstweilen diejenigen Pferde in Obhut, welche meine Begleiter und ich nicht brauchen."

„Sehr wohl, Eure Excellenz!"

Nachdem auf diese Weise für die Verwundeten gesorgt worden war, bestiegen die beiden Herren ihre Pferde und ritten weiter die Landstraße entlang, anfänglich schweigsam, Gasparini anscheinend in tiefe Gedanken, sein Begleiter in Schwermuth versunken.

Nach einer Weile brach Ersterer das Stillschweigen, indem er ganz munter fragte: „Ist nach diesem schönen Lande Berry schon die Kunde von den neuesten Ereignissen in Guienne gedrungen?"

„Was mich anbetrifft, so weiß ich nichts Neues von Belang vom Kriegsschauplatz," erwiederte der junge Edelmann. „Wie ich meine, behaupten die Frondeurs noch immer Bordeaux."

„Nein, Bordeaux ist wieder königlich. Die gute Stadt hat am Sonnabend kapitulirt."

„Das ist ein harter Schlag für die Fronde."

„Damit hat sie ihr letztes Bollwerk verloren."

„Ich wette, der schlaue Mazarin hat durch List die Stadt zum Kapituliren veranlaßt. Mazarin ist ein kluger Mann, der mehr Verstand hat, als alle diese unzufriedenen Prinzen und Prinzessinnen zusammen genommen."

„Herr Vicomte, wie geht es eigentlich zu, daß Ihr, ein so loyaler Edelmann, den Feldzug in Guienne nicht mitgemacht habt?"

„Das ist die Schuld des Herrn v. Effiat, des Generalobersten der königlichen Garden."

„Wie so?"

„Durch Vermittelung meines Onkels, der ein Jugendfreund von ihm ist, hat er mir vor zwei Jahren ein Patent versprochen, welches mich berechtigen sollte, in dies privilegirte Corps von Edelleuten einzutreten. Als der Krieg ausbrach, meldete ich mich mit meinen Ansprüchen, erhielt aber den Bescheid, daß zur Zeit keine Vakanz sei und ich mich noch ferner gedulden müsse. Dann hielt mich auch meine unglückliche Liebe in Berry zurück."

„Werdet Ihr von Eurer Auserwählten verschmäht?"

„Im Gegentheil, sie liebt mich recht herzinnig, man hat sie aber den frommen Schwestern im nahen Kloster der Ursulinerinnen übergeben, um sie von mir zu entfernen."

„Ah, soll sie den Schleier nehmen?"

„Nein, das nicht. Sie soll aber einen Anderen heirathen, den sie durchaus nicht haben will."

„Ei, so lange sie noch nicht verheirathet ist, dürft Ihr den Muth nicht sinken lassen. Wie heißt das Fräulein, wenn ich fragen darf?"

„Henriette v. Matignon. Wir sind Nachbarskinder; sie ist Waise, ich auch. Aus unserer Jugendfreundschaft ist innige Liebe entstanden. Aber ihre verwünschte Tante, die alte Gräfin, ist dagegen, wie ich schon sagte."

„Und wie verhaltet Ihr Euch in dieser Sache?"

„Zu Henriette suche ich zu dringen, um mit ihr zu berathen, was zu thun sei. Zweimal wöchentlich reite ich nach dem Kloster der Ursulinerinnen und begehre Einlaß, doch immer werde ich schroff abgewiesen."

„Das ist fatal, jedoch noch kein Grund, um zu verzweifeln. Die Gräfin muß, wenn sie nicht gutwillig sich fügen will, zum Nachgeben gezwungen werden. Muth gefaßt und Geduld, Herr Vicomte!"

Unterdessen hatten die beiden Reiter das Ende des Waldes erreicht und erblickten die hohen weißen Mauern des Klosters der Ursulinerinnen, zugleich auch nahebei einen kleinen Reitertrupp, angeführt von einem königlichen Lieutenant.

Kapitän Gasparini ritt darauf zu und hatte mit dem Offizier eine leise Unterredung. Dann ritt der Lieutenant, nachdem er ehrerbietig gegrüßt, denselben Weg zurück, welchen er gekommen war.

„Ei, Herr Kapitän!" sagte der Vicomte, „Ihr müßt den Dragonern folgen, wenn Ihr nach dem Militärposten wollt. Diese Allee, in welche ich jetzt hineinreite, führt zum Kloster."

„Dahin will ich eben."

„Ihr wollt auch zu den Ursulinerinnen? Man wird Euch nicht einlassen."

„Wir werden das sehen. Dort ist die Klosterpforte. Klopft an, Herr Vicomte!"

Philipp v. Morvilliers stieg vom Pferde ab, näherte sich der Klosterpforte und zog an einer Glockenschnur. Alsbald wurde ein Schiebefensterchen in der Pforte geöffnet und hinter demselben erschien das bleiche Gesicht eines ältlichen, schwarzgekleideten Mannes.

Erstaunt trat Philipp einen Schritt zurück. Sonst hatte er bei seinen Versuchen, in's Kloster zu dringen, immer mit einer alten Schwester Pförtnerin zu thun gehabt, die ihm mit eintöniger Stimme gesagt: „Mein Herr, es kann Euch kein Einlaß gewährt werden; entfernt Euch!" Hier mußte etwas Besonderes vorgefallen sein.

„Wer begehrt Einlaß?" fragte der blasse Mann, indem er dabei beständig nach dem noch zu Pferde sitzenden Kapitän Gasparini hinblickte.

„Ich, der Vicomte Philipp v. Morvilliers."

„Habt Ihr das Losungswort?"

„Welches Losungswort?"

„Es ist schon gut, mein Herr! Ihr seid nicht Derjenige, der erwartet wird; geht Eures Weges."

„Jetzt will ich's versuchen." sagte der Kapitän lächelnd. „Seid unbesorgt, Vicomte, ich komme hinein und ich schmuggle auch Euch durch zu Eurer Henriette."

Er trat zu der Pforte.

„Ich komme von Bourges," flüsterte er.

„Habt Ihr das Losungswort?" fragte der Andere ebenso leise.

„Ja. Mazarin und Condé."

„So ist's recht. Ihr seid oder wollt sein der Kapitän Gasparini, geheimer Emissär Ihrer Majestät der Königin-Regentin und des Herrn Ministers?"

„Ja, Herr Lenat."

„Und der andere Herr da?"

„Er hat auch im Kloster Privatgeschäfte. Lasset ihn gefälligst mit durchschlüpfen."

Wie ein Träumender, kaum glaubend an solch' unverhofftes Glück, folgte Philipp dem seltsamen Gönner. Lenat führte die beiden Ankömmlinge durch lange Korridore treppauf in einen Saal, wo die berühmte Frondeuse, die Frau Prinzessin von Condé, eine ältliche, stolze und etwas verbissen aussehende Dame, sich aufhielt in Gesellschaft der Aebtissin des Klosters.

Gasparini machte eine Verbeugung, welche von der Prinzessin durch eine ceremoniöse Verneigung erwiedert wurde.

Dann sagte der gewandte Diplomat: „Eure Hoheit wird begreifen, daß es nothwendig ist, die überflüssigen Zeugen zu entfernen, bevor wir in die Verhandlung eintreten. Dieser Herr ist der Vicomte v. Morvilliers, der Verlobte des Fräuleins v. Matignon, welche in diesem Kloster sich aufhält."

Die Prinzessin sah erstaunt die Aebtissin an und sprach: „Ich weiß ja gar nichts von dieser Sache."

Die Oberin des Klosters flüsterte ihr einige Worte zu.

„Frau Aebtissin," sagte Gasparini gebietend, „Ihr werdet die Güte haben, den Herrn Vicomte, dessen Gesinnungen höchst ehrenhaft sind, zu Fräulein v. Matignon zu führen."

„Ich gehorche dem Befehle," versetzte die Angeredete. „Habt die Güte, mir zu folgen, Herr Vicomte! Ich geleite Euch in's Sprechzimmer."

Und sie ging dem Jüngling voran nach der Thüre des Saales. Philipp sandte noch einen Dankesblick seinem Gönner zu, bevor er die Schwelle überschritt.

Er sah, wie Gasparini vor der Prinzessin ein Dokument auf den Tisch legte, worauf ein silbernes Schreibzeug sich befand. Der geheime Rath der hohen Dame, Herr Lenat, tauchte in's Tintenfaß eine Feder und schien dieselbe der Prinzessin überreichen zu wollen, damit sie das Dokument unterzeichne.

So sehr nun auch das Gehirn des verliebten Vicomte von anderen Gedanken erfüllt war, so konnte sein heller Verstand doch nicht umhin, zu begreifen, daß es sich hier jedenfalls um die Vollziehung eines Friedenstraktates handle, wodurch den Frondeurs eine ihrer wichtigsten Bundesgenossinnen abspenstig gemacht werden sollte.

Er folgte seiner schweigsamen Führerin und gelangte in's Sprechzimmer, wo nach einer kleinen Weile, bebend vor Freude und Aufregung, die reizende Henriette erschien. Das war ein köstliches Wiedersehen!

Nach anderthalb Stunden trennte die Aebtissin dies selige Beisammensein, indem sie sagte: „Es ist Zeit, den Besuch zu enden. Doch ist es Euch auf Fürsprache des Herrn Kapitäns Gasparini und der Frau Prinzessin gestattet, Herr Vicomte, fortan einmal wöchentlich hierher zu kommen. Gott befohlen, mein Herr!"

Philipp nahm den zärtlichsten Abschied von seiner Schönen und verließ das Kloster. Er ritt zunächst nach dem benachbarten Militärposten, um dort womöglich Kapitän Gasparini zu treffen und ihm seinen Dank abzustatten. Allein ein befreundeter Offizier sagte ihm, daß der Emissär des Ministers schon abgereist sei, man wisse nicht, wohin.

Im Verlaufe der nächsten Wochen besuchte der Vicomte dreimal seine Henriette. Als er aber das vierte Mal ankam, sagte die Aebtissin lächelnd: „Eure Dame ist nicht mehr hier, Herr Vicomte. Ihr werdet briefliche Nachricht empfangen, wo sie sich jetzt aufhält. Kehrt ruhig nach Hause zurück und wartet. Ich habe Ursache zu glauben, daß Euch ein großes Glück bevorsteht. Gott befohlen, mein Herr!"

Als Philipp zu Hause anlangte, fand er einen Brief des Marschalls v. Effiat, der ihm meldete, daß er nun sofort bei den Garden des Königs eintreten könne. Beigefügt war eine Anweisung über dreitausend Livres. Dann lag noch ein Billetchen dabei, welches er mit dem größten Erstaunen las:

„Kommt so schnell wie möglich nach Paris, wo Fräulein Henriette v. Matignon sich auch schon befindet. Euer Freund Gasparini."

Schon am folgenden Tage machte sich der junge Edelmann auf die Reise nach der Hauptstadt. Er langte dort wohlbehalten an, wurde sehr freundlich begrüßt von Herrn v. Effiat, der ihm mittheilte, daß er zunächst ohne Verzug vor Ihrer Majestät der Königin-Regentin zu erscheinen habe.

Demzufolge begab er sich nach dem Louvre, wo er von Anna von Oesterreich, der Wittwe Ludwig's XIII. und Mutter Ludwig's XIV., äußerst gnädig empfangen wurde.

„Ihr habt Euch um den Staat wohl verdient gemacht, mein Herr," sagte sie huldreich. „Es ist nicht mehr als billig, daß Ihr belohnt werdet." Und sie reichte ihm ein Patent, welches ihn zum Lieutenant der königlichen Garden ernannte.

In höchster Ueberraschung stammelte Philipp seinen unterthänigsten Dank.

„Das ist noch nicht Alles," fuhr die Regentin fort. „Fräulein Henriette v. Matignon, Eure liebe Braut, wurde von ihrer Tante schlecht behandelt. Dies mußte für mich ein Grund sein, helfend einzutreten, und ich statte nun das Fräulein aus mit einer Summe von hunderttausend Livres als Mitgift. Eurer Vermählung steht also nichts mehr im Wege, Vicomte. Und hier ist Eure Braut, die wir haben zu uns kommen lassen."

Die Königin klingelte. Eine Seitenthüre wurde geöffnet und Henriette v. Matignon erschien strahlend vor Freude und Glück.

Ueberwältigt von Dankesgefühlen kniete das Liebespaar vor der Königin nieder.

Da hob ein Diener den Thürvorhang im Hintergrunde des Gemachs und sprach die Meldung: „Seine Eminenz, der Herr Minister!"

Und der große Staatsmann trat in's Zimmer.

Philipp schaute auf und erkannte den Kapitän Gasparini, der allerdings jetzt eine andere Kleidung trug.

„Nun, Vicomte, seid Ihr mit mir zufrieden?" fragte er lächelnd. „Bin ich wirklich ein Knauser, ein Filz, ein Undankbarer, wie die Leute sagen?"

„O, Eminenz, verzeiht! Wie konnte ich ahnen ..."

„Nun kommt Alles gut zu Ende, nicht wahr? Ihr habt mir einen wichtigen Dienst geleistet, ja, mein Leben gerettet, und ich bin dafür dankbar, wie Ihr seht."

Nach einigen weiteren huldvollen Reden wurde das Liebespaar verabschiedet.

Vicomte Philipp v. Morvilliers stieg zu hohen Ehren und Würden empor. Mit seiner geliebten Henriette lebte er stets sehr glücklich, nie aber vergaß er, daß er dem „Kapitän Gasparini" dies Glück verdankte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein nicht ausgeführter Befehl. — In der Zeit, als Italien dem französischen Kaiserreiche unterworfen war, brach unter einem Regiment der Garnison von Livorno eine Meuterei aus, die um so mehr Napoleon's Unwillen erregte, als sie gerade hier schlimme Folgen hätte nach sich ziehen können. Er haßte nichts mehr, als solche Insubordination, und beschloß, sie um jeden Preis niederzuschlagen und an den Rädelsführern ein furchtbares Exempel zu statuiren. Joachim Murat, der das Regiment früher kommandirt, ward unverzüglich nach Livorno gesandt, diesen peinlichen Auftrag auszuführen. Als er ankam, hatte sich der Aufstand schon von selbst gelegt. Indessen des Kaisers Befehle waren streng, und Strafe mußte erfolgen. Murat ließ daher das Regiment antreten und forderte, daß die Anstifter der Meuterei ausgeliefert würden, widrigenfalls zehn Mann durch das Loos bestimmt und erschossen werden sollten. Die Soldaten ergaben sich in stummer Resignation in ihr Schicksal und erklärten endlich, sich jeder Strafe bereitwillig unterwerfen zu wollen, die der Kaiser über sie verhänge, nur möge der General sie nicht zwingen, Angeber ihrer Kameraden zu werden. Murat konnte nicht nachgeben, die Loose wurden also gezogen. Die zehn Unglücklichen sollten schon abgeführt werden, als drei Soldaten zugleich aus dem Gliede traten und sich als die Anstifter der Revolte bezeichneten. Es waren drei unter den Waffen ergraute, in heißen Kämpfen erprobte Krieger, die in ihrem jetzigen Auftreten solche Reue und Zerknirschung zeigten, daß Murat tief bewegt ward. Eine Zeit lang stand er schweigend da, dann befahl er, die drei Schuldigen in's Gefängniß abzuführen und am folgenden Morgen zu erschießen.

Um Mitternacht desselben Tages saß Murat in seinem Zimmer, vor ihm standen jene drei graubärtigen Soldaten, die Mütze in der Hand und wie Kinder weinend. Es war nicht der Tod, den die Helden von Arcole und Marengo fürchteten, es war die Schande, den Tod des Verräthers zu sterben, die ihnen in bitterer Reue die Thränen hervorpreßte. „Hört!" sagte Murat, „ich glaube, Ihr bereuet Eure That ernst und aufrichtig, und ich will Euch daher das Leben retten. Morgen mit Tagesanbruch werdet Ihr zur Exekution hinausgeführt werden nach jenem bekannten Platze außerhalb der Stadt. Ich werde Sorge tragen, daß keine Zuschauer zugegen sind. Das Peloton wird auf Euch seine Salve abgeben, jedoch mit blinden Patronen, dann müßt Ihr niederfallen und unbeweglich liegen bleiben, bis die zu Eurer Exekution kommandirten Soldaten wieder abmarschirt sind. Ein zuverlässiger Mann wird Euch dann in einem dicht verschlossenen Wagen an Bord eines Schiffes bringen, welches morgen nach Amerika geht. Hier ist für Jeden von Euch eine Börse mit Geld. Wollet Ihr versprechen, Euch demgemäß zu verhalten?" — —

Alles lief glücklich nach Murat's Anordnungen ab, und Napoleon wußte ihm später Dank, daß die Angelegenheit nur dreien seiner Soldaten das Leben gekostet habe. Der wahre Verlauf blieb bis zum Jahre 1830 Geheimniß. An einem rauhen Herbsttage dieses Jahres wurde der Prinz Achille Murat, damals Rechtsanwalt in New-Orleans, in einer der dortigen Vorstädte auf einem Spaziergange von einem heftigen Regenschauer überrascht. Er suchte Schutz in einem ihm nächstgelegenen schlichten kleinen Hause. Die einzigen Bewohner waren ein Mann mit seiner Frau und zwei Kindern. Der Mann zeigte ein ernstes, doch gutmüthiges Gesicht und jene Haltung, die den alten Soldaten sofort erkennen ließ. Der Prinz bemerkte, daß sein Wirth ihn starr anblickte und auffallend bewegt schien, doch achtete er nicht weiter darauf, sondern nahm an dem niederen Herde Platz und ließ seine Blicke in dem Gemache umherschweifen. Er bemerkte an den Wänden einige grobe Abbildungen von Napoleon's Generalen und Schlachten; zwei mit Lorbeeren geschmückte Porträts darüber stellten Murat als General und als König dar. „Haben Sie früher in Frankreich gedient?" fragte der Prinz. — „Ja, mein Herr," erwiederte sein Wirth nicht ohne Verwirrung. — „Wo und unter wem?" — „In Italien unter General Murat." Der Sohn des Soldatenkönigs hielt dem Kriegsgefährten seines Vaters die Hand hin. „Ihren Namen, mein Braver?" — „Claude Gérard, und darf ich fragen, wer —" — „Ich bin Achille Murat." — „So ist es doch wahr und mein Auge hat mich nicht getäuscht! Sie sind der Sohn meines Generals, meines Königs, meines Retters! Daß ich noch lebe, daß ich Weib und Kinder mein nennen darf, ihm verdanke ich es, ihm allein." Darauf erzählte der alte Soldat die obige Geschichte, die er oft durch Segnungs- und Dankesausrufe unterbrach. So lange der Prinz in Amerika verweilte, fühlte er sich nirgends heimischer, als in der Hütte des alten Waffengefährten seines Vaters. [Bd.]

Humoristisches.



Mißverständniß.

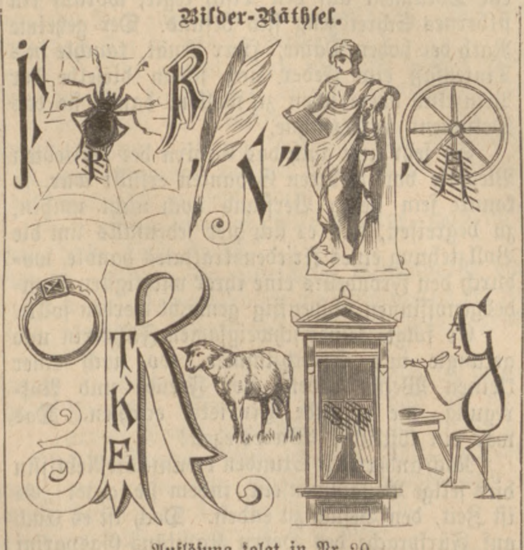
Bettler: Ja, ja, wie ich noch jung war, hat's so etwas noch nicht gegeben, das wär' für mich was gewesen, aber jetzt ist es halt schon zu spät.



Auffällig.

Enkel: Großvater, ich begreife Dich nicht; wie hast Du nur eine so alte Frau, wie die Großmutter, heirathen mögen!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösungen von Nr. 18: des Bilder-Räthsels: Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu Theil; des Räthsels: Die Erde.

Kapsel-Räthsel.

Seit alter Zeit bin als Gewand
Der Frau'n und Männer ich bekannt,
Und namentlich die Männer tragen
Ganz offen mich an allen Tagen.

Doch fährt der Wind in mich hinein,
Der hart und trocken pflegt zu sein,
So dehnt er mich nach allen Seiten,
Daß ich zu sehen bin vom Weiten.

Heran wachs' ich zur Musenstadt,
Die einen guten Namen hat
Und lange schon dem deutschen Norden.
Zu reichem Segen ist geworden. [M. Paul.]

Auflösung folgt in Nr. 20.

Buchstaben-Tausch-Räthsel.

1) Rippe, 2) Ente, 3) Gram, 4) Lachs, 5) Alter, 6) Porto, 7) Otto, 8) Rappe, 9) Ampfer, 10) Ger.

Aus jedem der obigen Wörter ist durch Voranstellung eines der Buchstaben

a, e, f, g, k, l, m, o, r, t

ein neues Wort zu bilden. Die Anfangsbuchstaben nennen einen Liebling des deutschen Volkes. C. Leo.

Auflösung folgt in Nr. 20.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.